



Der Gott im Blumentopf

von Mary Barnard

Aus dem Englischen übertragen von Edzard Klapp

(Erstabdruck in *The American Scholar*, Band 32, N° 4, Herbst 1963, Seiten 578-86)

Vor uns sehen wir einen Kaktus in einem Blumentopf; er hat keine Stacheln, ist klein, von grauer Farbe, offensichtlich nicht essbar und eigentlich nichts, was einem Schönheitsideal entspräche. Für einen Botaniker handelt es sich um die Art *Lophophora williamsii*. Der auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Pharmakologie beheimatete Forscher identifiziert diese Art als Quelle der Meskalin genannten Droge. Indianer aus dem US-Bundesstaat Wyoming nennen sie unter ihresgleichen schlicht "die Medizin" und gebrauchen diesen Ausdruck in ihrer Sprache in doppeltem Sinne als Medikament zur Behandlung von Krankheit sowie als Quelle übernatürlicher Kräfte. Die Tarahumara-Indianer in Mexiko nennen ihn hikuli, die Azteken nannten ihn peyotl. Für Weiße, die ihn kennen, verkörpert dieser Peyotl-Kaktus ein Gewächs, das eine willkommene Mischung verschiedener Alkaloide in unterschiedlicher Gemengelage bietet. Für Indianer, die ihn regelmäßig zu religiösen Zeremonien gebrauchen, ist er oftmals mehr als eine "Medizin", er ist vielmehr ein Gott. Die Pflanze mit einem auf äußerst trockene Areale beschränkten Vorkommen, nämlich vorwiegend unbewohnten Landstrichen entlang der mexikanischen Grenze zu den USA, wird Jahr für Jahr von zu ihr pilgernden Tarahumara-Indianern aufgesucht, die einen mehrere Tage währenden Fußmarsch auf sich nehmen, um zu ihr zu gelangen und sie einzusammeln. Indianer aus Oklahoma oder Wyoming beziehen getrocknete "buttons" als Importware oder sie ziehen den Peyotl selbst in Blumentöpfen. Im Bedarfsfall wird er roh verzehrt; der getrocknete "button" kann zu Pulver zermörsert in eine Paste eingebracht oder als Tee genossen werden. Der bis zum Verzehr frisch gehaltene Gott hat den Vorsitz über die Versammlungen, wo man ihn zu sich nimmt, und "schickt" die dabei gesungenen Gesänge und die von den Teilnehmern dieses Sakraments wahrgenommenen Visionen. Der Peyotl-Kult basiert nicht auf irgendeinem niedergeschriebenen oder mündlich überlieferten Wort, sondern lediglich auf den Erfahrungen, die die Teilnehmer während der heiligen Kommunion erleben.



Mein hypothetischer Blumentopf hätte irgend eine von dutzenden Pflanzenarten enthalten können, zum Beispiel den texanischen Berg-Lorbeer, dessen Samenkörner als “Mescal-Bohnen“ bekannt sind, etliche Spielarten des Stechapfels einschließlich des im amerikanischen Südwesten vorkommenden “jimson-weeds“ (“Gemeiner Stechapfel“), bestimmte Lianengewächse aus den Wäldern Süd-Amerikas, eine Kawa (Awa-)-Pflanze aus Polynesien, den Soma des alten Indien oder den Haoma der Parsen, Coca aus Peru oder Indischen Hanf – die Quelle von Marihuana und Haschisch. Keineswegs fehl am Platze wäre dabei Opium vom Mohn. Etliche halluzinogene Pilze gehörten ebenfalls auf die Liste, vorausgesetzt, sie ließen sich in Pflanzgefäßen heranziehen. Ich habe amerikanischen Peyotl gewählt, weil er das am besten dokumentierte Gewächs von all diesen genannten Arten ist, von denen übrigens keine wegen ihres Kaloriengehalts oder aufwärmender Eigenschaften geschätzt wird. Sie sind sämtlich Drogen: sie bewirken Vergiftungen, rufen Schmerzen hervor oder verursachen Bewusstseinsveränderungen. Einige von ihnen stellen offene Zugänge zur Anderswelt dar, und eben deswegen gebraucht man sie zu religiösen Zwecken. Es sind heilige Pflanzen, magische Kräuter oder Sträucher, zauberische Vehikel, auf denen sich der Geist des Schamanen durch Zeit und Raum zu bewegen vermag. Ebenso wie der Schamanismus als solcher, den man bereits eher als eine religiöse Technik umschrieben hat denn als eine eigenständige Religion, dienen magische Pflanzen als Fahrzeuge für eine besondere Art von Erfahrungen im Bereich der meisten Religionen und erlauben so den Zugang zur Anderswelt beziehungsweise ermöglichen es, sich daselbst kundig zu machen.

Gäbe es eine Disziplin namens Theo-Botanik, dann wäre die Untersuchung solcher Gewächse und derer einschlägigen Kulte die Aufgabe von Theo-Botanikern. In komparativen Studien ist dazu bislang leider nicht viel zu Tage gefördert worden, vielleicht wohl aus dem nachvollziehbaren Grunde, dass jemand, der sich als Wissenschaftler einem derartigen Vorhaben unterzieht, aus seiner eigenen ihm schon vertrauten Disziplin noch in vier oder fünf andere hinüber greifen müsste, auf die Gefahr hin, dadurch seinen Ruf einzubüßen. Stattdessen brechen hier Laien, die keine Reputation aufs Spiel zu setzen haben, in die Bresche, wie beispielsweise ich. Ich interessiere mich für die Mythologie der Drogen-Gewächse, und ich komme vom Felde der Mythologen, einem Gebiet, das für Gelehrte ebenso gefährlich ist wie Theo-Botanik. Dabei nehmen sich die eigentlichen Herausforderungen eher harmlos aus und der Grund, auf dem man sich dabei bewegt, ist sicher und trittfest. Ich bin eigentlich unabsichtlich, mehr zufällig, darauf gekommen; meine Wahrnehmungen glichen jenen eines Menschen, der sich unentwegt hüpfenden Schrittes über sumpfiges Gelände voran wagt, am Ende aber festen Boden unter den Füßen spürt. Ein halbes Dutzend bedeutsamer mythologischer Themenbereiche – nämlich die Schamanenreise, die zur Unsterblichkeit führende Nahrung, die zur Erlangung von Geheimwissen erforderliche Nahrung, die Erlebnisse einer ihres Körpergefühls beraubten Seele, der Kontakt mit den Verstorbenen sowie Pflanzen-Gottheiten – haben allesamt diesen gemeinsamen Mittelpunkt: mit anderen Worten, eine ganz bestimmte Nahrung (üblicherweise eine pflanzliche Droge), die rituell konsumiert werden



muss, nicht etwa lediglich symbolisch, sondern um der Erfahrungen willen, die sie herbeizuführen vermag. Bei den meisten dieser pflanzlichen Drogen handelt es sich in den Worten Aldous Huxleys um "mind-changers" (Bewusstseinsveränderer). Der Effekt fällt je nach Droge oder Drogenmischung beziehungsweise abhängig von der Alkoholmenge, die der Schamane, der Initiand oder sonstige Beteiligte zu sich nimmt, unterschiedlich aus. Für einen Tag oder noch länger fällt er ins Koma; er kann stattdessen auch bei Bewusstsein bleiben, aber sein Schmerzgefühl einbüßen; sein Geist oder sein Körper können andererseits in erhöhte Achtsamkeit und Kraftaufwand versetzt werden, sodass er Ausdauerleistungen zu vollbringen vermag, zu denen er ohne die Droge gänzlich außerstande wäre. Farbvisionen unterschiedlicher Intensität mögen ihm begegnen, euphorische Gefühle einhergehend mit einer Empfindung der Beschleunigung oder Verlangsamung des Ablaufs der Ereignisse, die Vorstellung, man befinde sich mit seinem eigentlichen Ich außerhalb des eigenen Körpers, die Zeit selbst schleiche nur so dahin, der uns umgebende Raum erstrecke sich ins Grenzenlose, man verlöre als Betroffener die Schwere und entflöhe der Einwirkung der Gravitation, all das kann unter derartigen Einflüssen erlebt werden. Üblicherweise legen die Teilnehmer einer derartigen feierlichen Prozedur einen Tag oder gar mehrere Tage Fasten ein, bevor sie Peyotl, Soma als Pilz oder einen Stechapfel-Auszug zu sich nehmen. Ein guter Grund für ein derartiges Fasten besteht darin, dass eine solche Droge auf leeren Magen einfach nachhaltiger wirkt.

Wir merken uns all das und kehren nunmehr zum Peyotl und seiner Mythologie zurück. Nach meiner Kenntnis gibt es eigentlich nur einen einzigen Peyotl-Mythos, wiewohl sich um das eigentliche Thema zahlreiche Spielarten davon entwickelt haben. Nachdem der Brauch, Peyotl zu nehmen, sich weit außerhalb seines eigentlichen Herkunftsgebiets ausgebreitet hat, hat der Mythos vornehmlich die getrockneten Kaktuspflanzen und das damit einhergehende Ritual zum Gegenstand. Es wird darin erzählt, wie einstmals ein einzelner Indianer (oder auch etliche wenige Indianer – ihre Anzahl, ihr Alter, ihr Geschlecht oder ihr Befinden unterscheiden sich jeweils nach der betreffenden Variante) sich in einer unbewohnten Wüstenregion allein gelassen oder verwundet oder gar dem Tode nahe befunden habe. An Hunger und Durst leidend, am Ende seiner Kräfte, sei er auf den Peyotl gestoßen. Da habe er eine Stimme vernommen, die ihm riet, denselben zu essen. Das tat er und fühlte sogleich seine Lebenskräfte wundersam wiederhergestellt. Hunger und Durst waren verflogen und er vermochte sich zu den Seinen zurückzubegeben, denen er sogleich die Botschaft des neuen Gottes überbrachte, die ihm übermittelt worden war, um ihre Gebrechen zu heilen. Üblicherweise vernimmt ein Indianer eine Stimme, die ihm gebietet, eine bestimmte Pflanze zu sich zu nehmen, oder aber sieht er eine gottesähnliche Kriegergestalt dort stehen, wo sich das Gewächs befindet; in einigen Versionen kommen die Anweisungen, wie das betreffende Ritual abzuhalten sein soll, von der Peyotl-Pflanze höchst selbst. Peyotl wurde dazu genutzt, die Ausdauer der Tänzer zu stärken, Schmerzen zu bekämpfen, Visionen hervorzurufen, auf dem Kriegspfad den Mut zu stählen und überhaupt als Heilmittel oder als Kommuniionsgegenstand im Kult zu dienen.



In dieser kurzen Zusammenfassung gibt es mehrere Punkte, von denen jeder einzelne gleich bedeutend ist. Einer davon besagt, der erste Entdecker des Peyotl sei höchstwahrscheinlich nahe daran gewesen, in jener Wüstenregion, wo das Gewächs vorkommt, zu verschmachten. Peyotl kommt einem derart ungenießbar vor und lässt sich nur mit Mühe kauen und schlucken, dass nur ein gänzlich ausgehungertes Mensch auf den Gedanken käme, von ihm Gebrauch zu machen. Das völlige Fehlen von eigentlichen Futterpflanzen dort, wo Peyotl gedeiht, macht diese Annahme noch weitaus plausibler. Wenn darüber hinaus ein hungriger Mensch sich veranlasst gesehen haben sollte, den rohen Peyotl zu essen, so dürfte er mit größter Wahrscheinlichkeit die erregende Erfahrung gemacht haben, wie sie in der Legende beschrieben wird. Seine Kräfte wären in ersichtlich erstaunlicher Weise zurückgekehrt, auch muss er Halluzinationen - ob nun visuelle oder auditive oder beides – gehabt haben. Das Peyotl-Ritual, wie es sich vermutlich nach und nach herausgebildet hat, wurde letztlich mit dem personifizierten Peyotl in Verbindung gebracht, einem Gott also, der sich selbst in einer Vision geoffenbart habe.

Sollte mein Leser nun meinen, ich zöge die Legende dazu heran, um Licht auf die Ursprünge des Peyotl-Kultes zu werfen, so geht er darin fehl; vielmehr verwende ich *Lophophora williamsii* und alles, was wir über sie wissen, um den Mythos ins rechte Licht zu rücken. Es sollte ohne weiteres klar geworden sein, dass, wenn wir die Legende vor ihrem kulturellen Kontext beleuchten und die Ausdrücke “Kaktus“ oder gar “Pflanze des Lebens“ anstelle von “Peyotl“ gebrauchen, die Legende im Nu ihren Platz im Rahmen von Geschichten zu finden vermag, die sich in Form von Mythen und Gebräuchen um imaginäre Früchte, Blätter, Wurzeln oder Stämme auf der ganzen Erde drehen, die von Drachen bewacht werden, deren sich die Dichter zu ihrer Inspiration bedienen, die dem Krieger neue Kraft oder den unsterblichen Göttern ewige Jugend verleihen. Dürfen wir demnach annehmen, dass es sich bei der Legende um die Entdeckung des Peyotl um eine Variante des fast schon weltweiten Themas von der Annäherung des allgemeinen Unbewussten handelt? Oder kann es sich vielmehr so verhalten, dass Pflanzen in anderen Mythen nicht notwendigerweise bildhaft auftreten? Sind es vielleicht sogar echte Pflanzen in imaginären Gärten? Vielleicht leitet sich sogar deren Gebrauch in der Legende von der rituellen Verwendung ab und wird letztere so lange überhöht dargestellt, bis die Pflanze ihrerseits in den Gesängen und den immer wieder erzählten Fabeln zu einem mythischen Wesen wird.

Der Soma-Trank der Hindus wurde aus einem richtigen Gewächs zubereitet, auf das der betreffende Kult zurückging – ebenso wie der Peyotl-Kult der Indianer in den Plains oder der Tarahumara auf der realen Peyotl-Pflanze beruht. Das Soma-Gewächs lieferte nach dem Zerstoßen, Pressen und Auswringen über einem Sieb einen Trank, der sogar ohne jegliche Gärung Wirkstoff enthielt. Soma wurde gleichzeitig als ein Gott angesehen, der die Seher und Dichter zu inspirieren und die Krieger zu ermutigen vermochte. Der Kava-Trank der Polynesier wurde in ähnlicher Weise aus der Kava-Pflanze (*Piper nigrum*, d.h. “Vergiftung herbeiführender Pfeffer“) zubereitet, fand Verwendung



als rituelles Getränk, diene als Trankspende für die Götter ebenso wie zum Herbeiführen der Trance und Befähigung zum Wahrsagen durch die dazu bestimmten und geeigneten Leute. Diese beiden Gewächse weisen im Himmel ihre Entsprechungen auf, an denen die Götter nippen. Mit anderen Worten, sie besitzen ihre Mythologie, und zwar eine weitaus üppiger aufgefächerte als jene des Peyotl. Der Gemeine Stechapfel (jimson weed) wurde bei gewissen Indianern in Kalifornien zu Initiationszwecken nach gehöriger Aufbereitung mittels Zerkauen und Vermischen mit Wasser dazu verwendet, dem Novizen zu Visionen und zur Erlangung schamanistischer Kräfte zu verhelfen. Er hatte demgemäß ebenso seine eigene Mythologie. Die Heiligen Pilze im mexikanischen Oaxaca wurden unzubereitet auf leeren Magen verzehrt, ebenso wie der rohe Peyotl. Hat der Schamane den Pilz zu sich genommen, dann ergreift die Pilz-Gottheit vom Körper des Schamanen Besitz und spricht über die Lippen des Schamanen. Nicht der Schamane sagt demzufolge etwas darüber aus, ob das betreffende kranke Kind am Leben bleiben oder sterben wird; vielmehr sagt es der Pilz. Einige Indianer bringen hinsichtlich der von ihren Schamanen verwendeten heiligen Pflanzen zum Ausdruck, die Seele eines Ahnen habe von der Pflanze Besitz ergriffen; er ist es dann, der sich des Schamanen bemächtigt und durch seinen Mund spricht. Die Orakel-Priesterin von Delphi zerkaute zu einem gleichen Effekt Lorbeerblätter; im Zustand einer Cyanid-Vergiftung, hervorgerufen durch Spuren dieses Giftes im Lorbeer, ward sie vom Gott erfüllt, der sich ihrer als Werkzeug bediente. Seine Absichten wurden durch die von ihr hervorgestoßenen und von den Priestern gedeuteten Laute kundgetan. Damit im Einklang stand, dass der Lorbeer dem Apollo geweiht war.

Ebenso wie der nordische Gott Wotan und die meisten Schamanen welchen Volksstammes oder welcher Sekte auch immer wurde Apollo mit Heilkraft wie auch mit der Fähigkeit zur Vorhersage oder Prophetie in Verbindung gebracht. Genau dieselbe Pflanze, die uns Visionen oder einen Blick in die Anderswelt verschafft, vermag auch Schmerzen zu lindern. Selbst wenn sie das nicht vermag, so steht doch dem Kräuterkundigen, der sich mit der medizinischen Verwendung von Heilkräutern auskennt, die beste Quelle zur Verfügung, sich Geheimwissen im Benehmen mit halluzinogenen Sträuchern und Pilzen zu verschaffen. Da gibt es Pflanzen, deren man sich zur Verringerung der Geburtsschmerzen bedient, ebenso wie Mythen über Zauberkräuter, die man zu demselben Zweck zu nutzen weiß. In Peru wird eine Legende überliefert, die der oben zitierten Peyotl-Sage recht ähnlich ist, der zufolge gewisse Menschen es als erste gelernt haben, sich der Cinchona-Rinde zu bedienen, aus der Quinine hergestellt wird.

Wenn wir uns erst einmal auf die Suche nach den Realien der "magischen" Pflanzen und deren Widerspiegelung im Bereich der Mythen und der rituellen Nutzung derselben auf den Gebieten der Heilkunst, der Wahrsagekunst und der Religion begeben, dann wird unsere Liste alsbald unsäglich lang und in unvermeidlicher Weise zu einem Wirrwarr, gerade weil Heilkunst, Wahrsagekunst und Religion ihrerseits jeweils ein Wirrwarr sind. Und zwar ist die Medizin in diesen Komplex nicht etwa deshalb verstrickt, weil sie in der Erscheinungsweise als urtümliches Heilerwissen mit Heilen



durch die Kraft des Glaubens zusammenhing, sondern weil die zur Behandlung dienenden Sträucher und Kräuter daneben genauso zu religiösen Zeremonien herangezogen worden sind.

Die sichtlich größte Herausforderung für den engagierten Theo-Botaniker bestünde darin, sich in den Beziehungen von Drogen-Gewächsen und Intoxikationen zum Schamanismus und dessen charakteristischer Mythologie hinsichtlich der vom Körper befreiten Seele zu verstricken und zu verlieren. Für den Forscher stellte sich als größtes Hindernis, mit dem er sich auseinanderzusetzen hätte, sein Mangel an Kenntnissen über die Drogen und deren präzisen Auswirkungen auf das menschliche Nervensystem heraus.

Über die eigentliche schamanistische Mythologie wissen wir inzwischen immerhin so viel, dass wir darin einen Anfang wagen können, auch verfügen wir über zahlreiche Augenzeugenberichte betreffs schamanistischer Sitzungen; doch allzu oft heißt es darin leider nur, der Schamane habe "irgend etwas" genommen, ohne dass man erfährt, was er denn nun wirklich genommen hat. Diese Lücke in der Überlieferung lässt sich zum Teil mit dem Mangel an Bereitschaft des Schamanen erklären, seine Geheimnisse preiszugeben, zum Teil beruht diese Lakune auch darauf, dass frühe Berichtstatter dazu neigten, das schamanistische Gebaren aus ihrer christlichen Sicht als Teufelswerk abzutun beziehungsweise als schlichten Hokuspokus, sofern sie sich ihrerseits als Skeptiker einschätzten. Zur Zeit besteht, soweit ich in Erfahrung zu bringen vermochte, in der Anthropologie die Tendenz, einen Schamanen als ein psychologisches oder kulturelles Phänomen abzutun. In seinem Buch „Le Chamanisme“ erwähnt Mircea Eliade zwar den vielfältigen Gebrauch von Pflanzen durch Schamanen, nach seiner Einschätzung scheint dieser Umstand indes in Anhängigkeit von der jeweiligen Tradition zu stehen. Das Muster, so nimmt er an, ist jeweils bereits vorgegeben; die Droge, sofern gefunden, stünde mit der Verwendung durch den Schamanen in Zusammenhang. Diese Unterstellung gleicht jener der Mythologen, die das Verlangen nach einem Weiterleben im Jenseits mit dem Glauben an einen imaginären Nektar der Unsterblichkeit in Verbindung bringen, ohne sich um die im Rahmen einer feierlichen Kommunion mit den Göttern oder den Ahnen erlebbare Erfahrung von und mit richtigen Kräutern und deren Zubereitungen in Gestalt von Tränken zu kümmern. Dank derselben Einstellung wird essbares Geheimwissen als Fiktion hingestellt; und wenn der Schamane einen geheimnisvollen Trank zu sich nimmt, so behauptet man, er täte das um des mythischen Schlucks willen. Das aber hieße doch Medeas Wagen vor deren Schlangen einschirren, oder?

Ziehen wir den Ursprung der Mythen und der mit Drogen-Gewächsen in Beziehung stehenden Kulte in Betracht, dann sollten wir nach all dem sicherlich uns selbst fragen, was wohl eher in Erscheinung getreten ist: die urplötzlich ins Leben gerufene Vorstellung eines Fortlebens, innerhalb dessen die vom Körper befreite Seele losgelöst von den Einschränkungen durch Zeit und Raum immerwährende Glückseligkeit erfährt, oder aber die zufällige Entdeckung halluzinogener Pflanzen, die uns ein Gefühl von Euphorie verschaffen, das Bewusstsein aus seiner Verortung lösen



und die Wahrnehmung von Zeit und Raum verzerren, sodass man wie ein Luftballon in weit gespannte Szenarien zu entschweben vermag?

Ein Glaube an eine Wiedergeburt der Seele erschiene mir persönlich weitaus annehmbarer als die weit verbreitete Vorstellung einer nach dem Tode fortwährend körperlos existierenden Seele, wie man es üblicherweise im Traumgeschehen oder aber im Zusammenhang mit einer irrationalen Furcht vor den Toten serviert bekommt. Vielleicht treffen ja die alten Theorien zu, wir müssen jedoch bedenken, dass es die Drogenpflanzen bereits vorher gegeben hat, die nur darauf gewartet haben, dem Menschen neue Vorstellungen zu vermitteln, die auf einer neuen Erfahrung gründeten.

Zum Schamanismus gehört untrennbar die auf eigenen Wunsch wie auch immer herbeigeführte Trance. Während der Trance heißt es, der Körper des Schamanen sei von seiner Seele erfüllt. Es gibt herkömmlicherweise zwei unterschiedliche Erklärungsmuster für dieses Phänomen: das eine geht dahin, dass die Seele des Schamanen durch einen anderen Geist, einen Gott, einen Ahnen oder auch einen bereits verstorbenen Schamanen besessen sei. (Der verstorbene Schamane kann selbstverständlich auch sowohl Gott wie auch Vorfahre sein, wobei alle drei Gestalten auch als Tiere auftreten können.) Innerhalb der anders lautenden Interpretation, mit der ich mich hier auseinandersetze, begibt sich die frei gesetzte Seele des Schamanen auf die Reise, vielleicht sogar auf der Suche nach einer anderen verschwundenen Seele, oder aber als Begleiter der Seele eines soeben Verstorbenen, um ihn sicher in das Land der Toten zu geleiten. Die ihrer örtlichen Bindung beraubte oder aber freigesetzte Seele mag auf einem Geisterpferd über die Pampa fliegen oder aber den Himmel erreichen bis hin zum Mond oder dem Polarstern. R.G. Wasson erzählt bei der Beschreibung des göttlichen Pilzes, den er bei einer Séance in Huautla de Jimenez genommen hatte:

“Es gibt keine bessere Möglichkeit, diese Wahrnehmung zu beschreiben als schlicht zu sagen, es war so, als ob meine Seele aus dem Körper herausgefischt und in einen Punkt verfrachtet worden sei, der im Raum schwebte und dabei meine irdische Hülle, meinen Leib, verlassen hätte.“ Das ist nichts anderes als eine schamanistische Reise.

Der Effekt von Peyotl oder eines halluzinogenen Pilzes, den man unter Trommelbegleitung oder beim Absingen eines hypnotischen Liedes durch einen Schamanen verspürt, bei dem es darum geht, der beschworene Geist möge herniederkommen, ist selbstverständlich etwas völlig anderes als jener, der über einen kommt, wenn man sich in ein Labor oder ein Büro begeben hat, während der untersuchende Arzt mit seinem Klemmbrett daneben hockt. Dessen ungeachtet gibt doch der Bericht des Aldous Huxley über die Auswirkung von Meskalin, insonderheit soweit es das Zeitgefühl anbelangt, uns einen gewissen Aufschluss:

“Ich durfte natürlich auf meine Uhr schauen“, sagt er, “doch meine Uhr, das wusste ich, befand sich



derzeit in einem anderen Universum. Meine eigene Erfahrung hingegen bewegte sich weiterhin innerhalb einer sich ständig verändernden Apokalypse.“

Der Pilz von Huautla enthält kein Meskalin, doch laut Herrn Wasson ist sein Effekt vergleichbar:

“Die Pilze schärfen ausgerechnet das Gespür für das Erinnerungsvermögen, wohingegen sie das Zeitempfinden weitestgehend ausschalten. Die von uns durchwachte Nacht lebten wir ganze Zeitalter lang. Als es uns vorkam, die Folge der uns heimsuchenden Visionen habe Jahre beansprucht, mussten wir uns durch unsere Uhren belehren lassen, dass gerade einmal wenige Sekunden verstrichen waren.“

Die Indianer sagen von den Pilzen: “Le llevan ahí donde Dios está“ – “Sie bringen dich dorthin, wo Gott ist.“

Wird der Soma auf dem Stroh ausgeschüttet, dann versammeln sich die Ahnen zu tausenden, um davon zu trinken, ist es doch ihre Nahrung. Wird vom Kawa die Libation dargebracht oder wird Kawa von den Priestern getrunken, dann werden damit die Seelen der Verstorbenen herbeigerufen und der Schamane schickt sich an, in Trance zu verfallen. In Begriffen der Zeremonialkunde ausgedrückt, handelt es sich dabei um Nahrung für die körperlosen Geister, die Chinesen jedoch haben in der taoistischen Tradition noch eine andere Auffassung von der Nahrung der Unsterblichkeit. Darin widerspiegelt sich nicht die Begeisterung für Schamanismus oder das Orakelwesen sondern Mystizismus im Verbund mit Alchemie. Auf ihrer Suche nach einer wirksamen “Unsterblichkeits-Speise“ experimentierten die Taoisten mit pflanzlichen Drogen und Giften. Ihnen war der Gebrauch des Lorbeers und des Indischen Hanfs sowie des aus dem Hautsekret giftiger Kröten gewonnenen Muskarins geläufig. Sie kannten den ling-chih, den von taoistischen Einsiedlern genossenen und von taoistischen Malern abgebildeten “göttlichen Pilz“. In einem seiner Gedichte gibt Li Po zu erkennen, er habe die Pille der Unsterblichkeit geschluckt und noch vor dem dritten Lautenstück – das bedeutet vor der dritten Strophe eines Liedes – habe er “sein Element erreicht“. Kann da irgendwer annehmen, Li Po habe tatsächlich daran geglaubt, eine Pille sei imstande, ihm Unsterblichkeit zu verschaffen? War diese Pille wirklich bloß imaginär? Oder spricht er hier von dem Gefühl von Euphorie, wie es eine den taoistischen Priestern bekannte pflanzliche Droge herbeizuführen vermag? Für mich scheint es eindeutig klar, dass diese Pille ebenso wirklich gewesen ist, wie es eine Gabe aus Peyotl-Zubereitung wäre; für ihn war es “Speise des Lebens“ im selben Sinne wie unser aqua vitae “Wasser des Lebens“ ist. Auch nehme ich an, dass zumindest die Hälfte all jener “Speisen des Lebens“ (Äpfel, Ambrosia, Blätter, Rinde, Wurzeln und Auszüge) ihren Ursprung in echten Pflanzen gehabt haben. Die “redenden“ Gräser und Bäume, deren sich der Schamane bedient, um sich in Trance zu versetzen, sind sicherlich echte Pflanzen, und soweit sie von ihm zu diesem Zweck genutzt werden, sind sie “Wissens-Nahrung“ (foods of know-ledge) – will sagen, von Geheim-Wissen.



Ich betrachte diese Angelegenheit gänzlich unvoreingenommen, giftfrei und ohne jegliche Verzückung und wage in diesem Zusammenhang die Vorhersage, dass fünfzig Theo-Botaniker, die daran fünfzig Jahre lang arbeiteten, die gängigen als wissenschaftlich geltenden Theorien eines Großteils von Mythologie und Theologie als derart überholt erweisen würden, wie uns heute die Astronomie aus der Zeit vor Kopernikus vorkommt. Diese Vorhersage wage ich umso bereitwilliger, als ich mich leider nur ungern irre.

Ins Deutsche übertragen von Edzard Klapp / Translated from
an essay titled „The God in the Flowerpot“
first published in The American Scholar (c.1963)
and subsequently in The Mythmakers (c.1967) by Mary Barnard.

Used by permission of Barnardworks. Vielen Dank! Please accept our best thanks!